



Reisebericht Ukraine

Sommer 2023

von Kateryna Pavlova

Senior Projekt Koordinatorin bei CRISP e.V.

Ich bin eine in Deutschland lebende Ukrainerin. Beide Länder geben mir ein heimisches Gefühl, beide tun mir manchmal weh.

Anja und ich sitzen in einer ukrainischen Bar in Berlin. Wir quatschen bei einem Cocktail und verstehen uns sehr gut. Russland hat sich sehr bemüht, dass es nicht so wird, aber hier sind wir. Sie kommt aus Horlivka, ihre Muttersprache ist Russisch, und sie musste in ihrem jungen Leben schon zweimal vor der russischen Armee fliehen. Ich komme aus Lutsk und werde deshalb von so manchen als Nationalistin betrachtet. Anja kennt das Leben unter Beschuss und Besatzung und fühlt sich schlecht, dass sie jetzt "das schöne Leben in Berlin genießt".

Als ich ihr anbiete, gemeinsam durch die Ukraine zu reisen, sagt sie sofort: "Machen wir, ich nehme die Kamera mit". Wir überlegen uns ein Arbeitsziel: "den sozialen Zusammenhalt in der Ukraine zu untersuchen", weil wir in der Heimat wieder mehr arbeiten wollen, weil wir unseren Platz in der (Nach)Kriegsgesellschaft suchen, weil wir uns nicht eingestehen wollen, dass wir gerade zwei Touristinnen in der eigenen Heimat sind.



Wir schreiben ein paar Freunde an, buchen die Hin- und Rückfahrt (in der Ukraine selbst wollen wir uns spontan bewegen) und packen kompakte Rucksäcke, in die wir hauptsächlich Geschenke hineinlegen. Da ist noch etwas – wir müssen ein Update von der Luftalarm-App durchführen, die uns in der Ukraine über die aus der Luft kommende Gefahr benachrichtigen wird. Die Busfahrt aus Berlin verläuft problemlos, an der polnisch-ukrainischen Grenze ist Anja markant nervös. Sie hat zu viele schlimme Grenzübergänge erlebt. Diesmal geht es schnell und freundlich.



Unser erstes Interview ist in Lwiw. Es ist eine Lehrerin, die aus der Donezk-Region geflüchtet ist und nun online ihre Schüler:innen unterrichtet, von denen manche unter ständigem Beschuss leben. Ab September wird sie wahrscheinlich ihren Job verlieren, weil ihre Schule Personal kürzen muss. Es gibt zu wenige Kinder dort. Ihre Stimme klingt trainiert, die Aussagen überlegt, als wäre sie auf der Bühne mit der Mission, alles plausibel und schön aussehen zu lassen. Wenn die Kamera aus ist, erzählt sie eine Geschichte: "Wir sind letztes Jahr zu meinem Onkel geflüchtet, er lebt seit 30 Jahren in Lwiw, spricht Russisch, und es ist kein Problem. Letztens fragt ihn ein Kollege provokant, – Na, sind deine Separatisten noch da? – Der Onkel knallt dem Kollegen ins Gesicht und bricht sich die Hand." Ojoj, denke ich, das wird eine interessante Reise.

Wir stellen eine Hauptfrage: "Was würdest du über die Beziehungen zwischen den Menschen in deiner Stadt und der Ukraine sagen?" und sie legen los, es gibt sehr viel Gesprächsbedarf. Sei es mit Bekannten oder ganz fremden Menschen, die wir auf der Straße ansprechen.

In Rivne erzählt uns eine junge Frau, deren Partner vor 2 Wochen einberufen wurde: "Mein Mann ist ein Bauer, wir haben 22 Hektar Land gepachtet, mehr denn je, weil klar ist, dass Brot in der Ukraine sehr gebraucht wird." Viele Ackerfelder sind vermint, bekämpft, okkupiert oder – seitdem die russische Armee den Kachowka-Staudamm gesprengt hat – unter Wasser. "Einen großen Teil des Ackers haben wir bereits bestellt, dann hat mein Mann den Einberufungsschein bekommen. Keine Ahnung, wie ich es schaffen soll. Von den Traktoristen gibt es im Dorf nicht viele - manche wurden einberufen, einer ist sogar schon gefallen. Ich habe gerade erst Autofahren gelernt, Traktor fahren kann ich noch nicht." Ihre Fingernägel sind schön gemacht, sie wiegt maximal 50 Kilo, aber ich kann sicher sein, dass sie die 22 Hektar Acker und ihre zwei kleinen Kinder im Griff hat. Sie muss das schaffen.



Es gibt noch gesunde Männer in der Ukraine, die nicht einberufen wurden. Manche versuchen sich zurückzuhalten, gehen weniger aus, engagieren sich mehr im Hintergrund und sprechen ungerne über die Einberufung. Sie sagen leise: "Wenn ich einberufen werde, gehe ich halt in die Armee." Es sind Zivilisten, deren Tod anders bewertet wird, wenn sie eine Uniform tragen. Man sieht die Verlorenheit in ihren Augen.

Augen... Die fallen mir diesmal besonders auf. In Kyiv, Dnipro und Odesa merke ich, wie müde die Menschen sind. Ich spreche nicht von der Kriegsmüdigkeit; hier gibt es keine Zeit für so etwas. Meine Menschen sind physisch erschöpft, sie schlafen seit 1,5 Jahren gestört und sporadisch. Ob sie bei Beschuss in den Schutzkeller, den Korridor oder das Badezimmer gehen oder in ihren Betten bleiben, niemand schläft durch. Sie sagen dazu: "Wir wurden diese Nacht wieder gealpträumt".

Wir fahren weiter nach Kyiv, ich wechsele in der Alarm-App den Standort, und gleich in der ersten Nacht um 2:30 meldet sich mein Handy. Ich habe mir noch vor dem Schlafengehen eine Decke, eine Flasche Wasser und Socken bereitgelegt. Der Luftschutzbunker in diesem Hotel ist eigentlich ein Saal mit Fitnessgeräten und grellem Licht. Wir setzen uns an die Wand und scrollen durch die Nachrichten. Ich sehe, wie Klytschko vor einem brennenden Haus in Kyiv steht und von den Schäden durch die russische Rakete spricht.

Zweimal hört man Schüsse in der Ferne. Die Platten auf der Decke knacken. Ich zucke ein wenig zusammen, schaue mich um und höre, wie ein Mann versucht, die Schüsse zu analysieren. "Mein Kumpel meinte, grobe Schüsse sind von uns. Wenn es knistert, dann sind es die Fremden. Was hieß es nochmal, wenn es wie eine Mücke klingt?". Das ist der Moment, wenn ich mich mit 40 Millionen Ukrainer:innen verbunden fühle. In Deutschland höre ich so oft, dass der Pass nichts mit der Identität zu tun hat. Doch ich fühle mich gerade in dieser Sekunde im Luftschutzbunker ukrainischer denn je.

Wenn weitere Leute in den Keller kommen, schmunzeln sie. Dieses Lächeln lese ich als "Ihr habt doch nicht gedacht, dass wir heute im Bett schlafen werden!". Schlafen kann ich nicht. Ich stoße auf Facebook auf den Post von einem ukrainischen Verein, der durch Podiumsdiskussionen, Lesungen, offene Gespräche, Ausstellungen und andere Programmpunkte versucht, den Deutschen die Ukraine näherzubringen. Manche Lokale kommen gerne, manche bringen Aggression und harte Aussagen mit. Eine Freundin aus der Diaspora erzählt auf der Bühne, dass sie am 24.2.2022 Wut auf die Russen spürte. Aus dem Publikum meldet sich eine ältere Frau im akzentfreien Deutsch: "Wie können Sie Wut auf die Russen spüren, wenn auf beiden Seiten gleichzeitig so viele Menschen sterben?!" Diese Frau interessiert sich nicht für die Antwort. Vielleicht steht sie für Frieden und Freude, vielleicht auf die Russen. Ich weiß nicht, ob sie mal in einem Luftschutzbunker sitzen musste, und wünsche es ihr nicht. Aber ich glaube nicht, dass sie dann voller Liebe und Verständnis für die Angreifer wäre.

Wenn der Luftalarm vorbei ist, gehen alle ohne Worte nach oben, schlafen ein paar Stunden und dann geht es weiter. Die Geschäfte werden aufgemacht, die Taxis fahren, eine Konferenz für die Zivilgesellschaft mit über 2000 Teilnehmenden fängt an. Wir sind bei dieser Konferenz, es geht um den Wiederaufbau der Ukraine. Plötzlich geht das Licht auf der Konferenz aus. Nichts, gar nichts verändert sich im Raum. Mit absoluter Ruhe begegnen die Teilnehmenden der Elektrizitätsstörung, setzen ihre Gespräche fort. Nur kein Kaffee kommt nun aus den Automaten, aber man bleibt in der Warteschlange. Alle sind sich sicher, dass sich darum gekümmert wird und bald das Problem gelöst wird. Wenn man in dieser Zeit in der Ukraine lebt, hat man gelernt, die Emotionen zu kontrollieren, sie zu unterdrücken.

Wir stehen wieder am Bahnhof und warten auf unseren Zug nach Dnipro, doch zuerst kommt der Zug nach Kramatorsk, und Anjas Gesicht verändert sich. Bevor Horlivka 2014 okkupiert wurde, war Kramatorsk nur eine Autostunde davon entfernt. Jetzt kann man den Weg einfach nicht nehmen. Wir träumen zusammen davon, wie wir nach der Befreiung dorthin fahren werden und was ihre Eltern aus diesem Anlass kochen werden. Morgens sind wir in Dnipro, hier ist die Gefahr noch unmittelbarer als in Kyjiw – zu den Raketenbeschüssen kommt noch die Front dazu. Es sind gerade 200 Kilometer bis nach Bachmut; 2 von 3 Personen am Bahnhof tragen Militäruniformen. Als der Alarm an einem Tag zum dritten Mal angeht, bin ich mitten auf dem Weg zu einem Arbeitstermin. Wie die anderen setze ich meinen Weg einfach fort, versuche mich nur fern von den Schaufenstern zu halten, die mir plötzlich gefährlich vorkommen. Dnipro ist so nah an der Frontlinie, dass der Luftalarm manchmal nach dem Beschuss angeht. Das wissen die Menschen, und sie entscheiden, den Arbeitsalltag fortzusetzen.

Nach 16 Tagen und 2837 km verlassen wir die Ukraine, schalten die Alarm-App aus. Wenn ich aus Chişinău wegen einer Flugstornierung nicht wegkomme, schreibt mir ein Sportkamerad, dass es wegen einer Nato-Übung so ist. Er beschuldigt die Nato für sehr viele Sachen. Ich sage: "Lieber eine Übung als ein absolutes Flugverbot wegen russischer Raketen". Es geht zurück nach Deutschland, der Kampf für Demokratie geht weiter.

*Der Name meiner Freundin aus Horlivka wurde geändert, um sie zu schützen.